

Nina Burton • Notizen aus dem Sommerhaus

Nina Burton

Notizen aus dem Sommerhaus

Vom Leben im Freien

*Aus dem Schwedischen
von Paul Berf*

btb

- 7 In die Natur
- 17 Das blaue Dach
- 71 Flügelsurren an der Tür
- 123 Die Ameisenwand
- 169 Verandablick zum Wasser
- 213 Die Kraft der Wildnis
- 257 Der Hofbaum
- 321 Literatur

In die Natur



Unsichtbar und prächtig, kämpfend und liebend – alles Leben dieser Erde pulsierte um mich herum. Schon als Kind hatte ich mich mit Namen, Adresse und diesem Zusatz »Erde« ins Dasein eingeschrieben. Ich war es, die sich im Zentrum von allem befand. Ich war es, der alle Wege offenstanden. Problematisch wurde es, als ich erkannte, dass auch alle anderen sich als Mittelpunkt der Welt empfanden. Und als wäre das noch nicht genug, galt das nicht nur für Menschen – sondern für die ganze Natur um mich herum.

Und was war die Natur? Es hieß, es ginge in ihrem Fall um eine Umwelt oder ein Draußen, es ginge um Veranlagungen, mit denen wir geboren würden, aber gleichzeitig schien es sich um ein endloses Werden zu handeln, denn »Natur« ist nicht ohne Grund verwandt mit »Nativität«. Kurz gesagt gab es ein fortwährendes Leben mit Milliarden verschiedener Zentren darin, brodelnd vor lauter Bedeutungen. Sie alle bewegten sich mit ihren jeweils eigenen Zeitrhythmen und Perspektiven, so dass sie nie als Ganzes und Gleichzeitiges erfasst werden konnten.

Im sprachlichen Zweig des Gymnasiums belegte ich Biologie als zusätzliches Wahlfach und erkannte, dass wir

ein Teil der Natur waren, weil Linné und Darwin uns den Tieren zugeordnet hatten. An der Universität studierte ich anschließend Literatur und Philosophie in dem Glauben, diese Kombination würde mir Antworten über das Leben geben können. In der Literatur ging es jedoch meist um einzelne Menschen, und die Philosophie kreiste mittlerweile hauptsächlich um abstrakte Konstrukte. Ich sehnte mich zurück zu den alten Denkern Griechenlands, die Fragen zur Natur gestellt hatten. Demokrit schrieb über Atome und Sterne, Thales wusste alles über das Wasser, Anaximander vermutete anhand von Fossilien, dass wir entfernt mit den Fischen verwandt seien, und Heraklit sah, dass alles die veränderliche Natur von Flüssen besaß.

Auf sie folgte Aristoteles, der sich mit allen Bereichen des Lebens beschäftigte, von Physik und Meteorologie bis hin zu Sprache und Poesie. Seine Interessen vereinigten sich in zwei griechischen Worten: *bios* für Leben und *logos* für Wort oder Vernunft. Beide konnten mit anderen kombiniert werden, so etwa, wenn sie in »Biologie« vereinigt wurden. Weil Aristoteles nicht nur umgeben von Theorien leben wollte, zog er sich für ein Jahr auf die Insel Lesbos zurück, um die Natur konkreter zu erforschen. Während sein Schüler Theophrast die Beziehung der Pflanzen zur Umwelt untersuchte, widmete er sich den Tieren und erforschte ihre Anatomie und Entwicklung so genau, dass er nicht nur zum Begründer der Zoologie wurde. In vielen Fällen sollten seine Schlussfolgerungen sogar bis in unsere Zeit Bestand haben.

Nachdem er mit »dem Tier, das wir am besten kennen« begonnen hatte, also dem Menschen, ging er zu anderen Arten über, denn unsere Bedeutung sollte die der übrigen

Tiere nicht kleiner machen. Er studierte Singvögel und Tauben, Krähen und Spechte, Ameisen und Bienen, Tintenfische und Wale, Füchse und andere vierpfotige Tiere, beschrieb den Lebenszyklus der Zikade und sah, wie sich Schlangen paarten, indem sie sich umeinanderwickelten. Er sezerte befruchtete Eier, in denen die Embryonen bereits Augen, Adern und pochende Herzen besaßen. Er machte sich Gedanken über Vererbung und glaubte, dass sie mit etwas zusammenhing, das er *eidos* nannte, das griechische Wort für Form. In seinen Augen glich es der Anordnung von Buchstaben in einem Wort, womit er einer Erklärung für die DNA des Erbguts erstaunlich nahe kam.

Was war die treibende Kraft hinter all diesem Leben? Aristoteles glaubte, dass jedes Lebewesen, solange es lebte, eine Art Seele besaß, von der die Materie angeregt wurde und von der die Nährstoffe durch den Körper gelenkt wurden. Die Natur verfügte in seinen Augen über die einzigartige Fähigkeit, immer komplexere Organismen zu formen, und weil sich alle an ihre Umwelt anpassen mussten, war es letztlich die Natur selbst, die bestimmte. Das Ganze glich einem Haushalt, in dem man sich zwar streiten konnte, aber dennoch zusammenarbeitete. Genau wie die Sonne und der Mond und die Sterne hatte jedes Teil seinen Platz im Haus, der nicht verlassen werden sollte. Gemeinsam ergab alles ein zusammenhängendes Gefüge mit festgelegten Proportionen, ähnlich wie die Wände in einem Haus. Aus dem griechischen Wort für Haus, *oikos*, leitete sich dann später das Wort Ökologie ab.

Die Natur war mir nicht fremd, obwohl ich ein Stadtkind war. Wir hatten nie ein eigenes Sommerhaus, aber in den Sommerferien mietete meine Mutter immer Ferienhäuser auf dem Land, und später setzte sich die Tradition fort, als meine Schwester sich im Ausland verheiratete. Sie kurierte ihr Heimweh fortan damit, schwedische Sommerhäuser zu mieten, die ich mir dann mit ihr und den Kindern teilte, bis ihr Mann kam, um seinen Urlaub anzutreten.

Ich selbst bin dreißig Jahre lang mit Männern liiert gewesen, die auf dem Land lebten. Meine Interessen deckten sich immer auch mit ihren: Einer wusste als Schriftsteller, wie Worte die Welt zu erweitern vermögen, und einer als Biologe um die Zusammenhänge in der Natur. Wie Doktor Dolittle genoss er das Vertrauen der Tiere und schaffte es sogar, einen Auerhahn zu streicheln, der Gefallen an seiner Veranda gefunden hatte. Ich selbst begegnete Tieren eher in der umfangreichen Bibliothek des Biologen.

Ich war also oft zu Gast in der Natur gewesen. Doch erst nach dem Tod meiner Mutter wurde daraus mehr, denn danach tauschten wir ihre Wohnung gegen ein Sommerhaus ein. Es war wie das Leben selbst: Es war ein Erbe, das etwas Neues bereithielt, und genau wie das Leben beinhaltete es verschiedene Dinge. Für meine Schwester bedeutete es Urlaub mit Kindern und Enkelkindern, und für mich würde es möglicherweise zu einem Ort werden können, an den ich mich mit meinen Manuskripten zurückzog. Schließlich wollte ich über die Natur und das Leben schreiben. Würde das in dem Häuschen gehen?

Das große, naturbelassene Grundstück war voller Leben. An der Südseite kletterte zwischen Kiefern und Eichen ein

kleiner, bemooster Hügel empor, und im Westen erahnte man geheimnisvolle Pfade im Blaubeerkraut. An der Nordseite grenzte das Grundstück steil an eine Gemeindewiese mit einem glitzernden Sund im Hintergrund. Es gab keine umzäunten Grenzen, so dass alles abgeschieden und zugleich offen war.

Während das Grundstück groß erschien, wirkte das Häuschen umso kleiner. Es bestand aus einem einzigen Zimmer, das, wie so oft bei solchen Sommerhäusern, auf die Schnelle zusammengeschustert und entsprechend erweitert worden war. Die Verglasung einer Veranda war durch Wände ersetzt worden, um anschließend zwei Etagenbetten Platz zu geben, und in einem kleinen Anbau kamen später Küche und Badezimmer hinzu. Danach verhinderte die Topographie weitere Vergrößerungen.

Stattdessen standen in jeder Ecke des Grundstücks Schuppen. In einem lag das frühere stille Örtchen, verwandelt in einen Geräteschuppen, und wieder in einem anderen gab es eine Schreinerwerkstatt mit einem nach vorn offenen, überdachten Lagerraum. In einer dritten Ecke war eine Hütte Spielzimmer gewesen, und in der vierten lag eine Schlafhütte, die ich insgeheim zu meiner Schreibstube ernannte.

Mit Mängeln am Haus war zu rechnen gewesen, denn beim Kauf war eine Haftungsausschlussklausel in den Vertrag aufgenommen worden. Der Schreiner, der gerufen wurde, murmelte sogar, ein Neubau wäre besser. Das empörte mich. Sah er nicht, wie idyllisch es war? Beziehungsweise: Was sah er?

Jedenfalls waren offenbar einige Reparaturen erforder-

lich. Ich freute mich regelrecht darauf, mich um die Handwerker zu kümmern, denn ich empfinde das Schreiben meiner Bücher so ähnlich wie das Bauen von Häusern. Da die Planskizzen jedes Mal neu sind, muss ich vieles ausprobieren, und es ist eine knifflige Aufgabe, die richtigen Proportionen zwischen all den unterschiedlichen Materialien zu finden. Auf diese Weise sehe ich mich an meinem Schreibtisch täglich mit handwerklichen Problemen konfrontiert.

Nun mussten noch zwei Buchprojekte abgeschlossen werden, ehe ich mich dem Leben und der Natur widmen konnte. Bei dem einen ging es um die Art und Weise von Flüssen, sich über Gebiete mit sowohl Natur als auch Kultur zu erstrecken, während das zweite von der Vereinigung von Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften im Humanismus der Renaissance handelte. Mein Held war Erasmus von Rotterdam, der das Genre des Essays wiederbelebt hatte, aber mich faszinierte auch Conrad Gessner, der große Enzyklopädiker des sechzehnten Jahrhunderts. Wie Aristoteles hatte auch Gessner eine Vielzahl unterschiedlicher Themen im Blick, von der Zoologie bis zur Sprachwissenschaft. Er schrieb über tausende Pflanzen und tausende Schriftsteller, und die Beziehungen zwischen den Tierarten inspirierten ihn dazu, die Verwandtschaft von etwa hundert Sprachen zu untersuchen.

Die Idee der Enzyklopädie ist mir immer sympathisch gewesen. Sie gibt Großem und Kleinem das gleiche Gewicht, da es in ihr keine Hauptpersonen gibt, stattdessen kann die Welt von verschiedenen Seiten aus beleuchtet werden. In meinen Augen reflektierte Gessners Perspek-

tive die Spannweite des Lebens. In meinem Renaissancebuch konnte ich ihm nur ein Kapitel widmen, aber mir gefiel seine Art, Tiere und Sprachen, Pflanzen und Literatur, zu vereinen.

Die Bandbreite seiner siebzig Bücher würde in der kleinen Schreibstube des Grundstücks natürlich niemals Platz finden, und um sie herum gab es wahrscheinlich auch nicht so viele Arten. Und würde ich ihre Kommunikation überhaupt wahrnehmen? Was ich über das Leben auf der Erde wusste, war ja mit Hilfe eines menschlichen Alphabets vermittelt worden. Die Wesen, die um mich herum flogen und schlichen, kletterten und schwammen, mussten eigene Sprachen besitzen, die zur Natur passten. Sie konnten buchstäblich erdnah oder flügelleicht sein, wenn sie sich nicht tastend einen Weg suchten wie Wurzeln. Wie sollte ich also die Tiere und ihre Sprachen finden, die vor dem Alphabet kamen? Unterschiede errichten meist Mauern zwischen verschiedenen Welten.

Aber wie so oft sollte das Leben seine eigene Lösung für die Probleme finden.

Das blaue Dach



Man könnte sagen, dass ich das Haus von oben nach unten kennenlernte. Das Dach war das Erste, was den Handwerkern ins Auge fiel, denn die Dachpappe musste ausgetauscht und die Isolierung verstärkt werden. Als sie im Hausinneren eine Wärmekamera nach oben richteten, wurde das Bild lavendelblau wie eine Februarnacht, was auf massiv eindringende Kälte hindeutete. An manchen Stellen sah man zudem kleine gelbe Wolkenformationen im Blau, und weil Gelb für Wärme stand, gab es dort wahrscheinlich Reste von Isolierung. Die Bilder stimmten mich nachdenklich. Rund um das Haus lagen wie aus kleinen Wolken gefallen hier und da Isolierungsbüschel. Wie waren sie dort gelandet? Sie konnten ja wohl kaum hinausgeweht worden sein?

Die Handwerker würden Ende März wiederkommen, und um mich da draußen mit ihnen treffen zu können, übernachtete ich schließlich, als es so weit war, im Haus. Es sollte das erste Mal sein, und als ich ankam, war es noch winterlich kühl. Während sich die Heizkörper erwärmten, machte ich deshalb einen Abstecher in die nähere Umgebung. Das Licht verlieh jedem noch so kleinen Kieskörn-

chen Kontur und Schatten im kahlen Erdboden, in dem alles bereitlag, um mit Leben bekleidet zu werden. Eine Kohlmeise flötete über einigen Huflattichen, und vieles andere war mit Sicherheit dabei, sich in Knospen und samengefüllte Zapfen zu formen. Es schien mir, als würden mich tausend Entdeckungen erwarten.

Zurück im Haus heizte ich es zusätzlich, indem ich den Herd anstellte. Während das Nudelwasser kochte, wühlte ich in ein paar Umzugskartons aus Mutters Wohnung. Es blieb noch einiges zu räumen, aber ich hatte vor, mir einen ruhigen Abend zu gönnen und zu lesen. Die Stille war erholksam und passte zu dem Buch, das ich mitgenommen hatte. Es ging darin um den Weltraum.

Da draußen waren die Bestandteile des Lebens ja einst aus einem Kosmos geboren worden, der nicht größer war als eine geballte Faust. Für eine unerhörte Sekunde schloss sie sich fest um zukünftige Galaxien und eine grenzenlose Zukunft. Dann brach das unendliche Crescendo los. Aus einem greifbaren Anfang entstand eine vollgekritzte Weite aus Sternen, die im Laufe einiger Milliarden Jahre Kohle und Sauerstoff, Silber und Gold und alle anderen Bestandteile produzierten, die das Leben benötigte. Auch die Protonen und Elektronen meines eigenen Körpers waren einst Materie oder Strahlung im Weltraum gewesen. Im Grunde konnte man mich also ein Abfallprodukt toter Sterne nennen, oder vielleicht eher eine Ansammlung von Sternenrohstoffen. Davon gab es reichlich, denn noch immer kommen Millionen Tonnen kosmischer Materie zur Erde.

Ich schloss die Augen und dachte nach. Aus der Perspektive des Buchs war die Erde Teil eines unermesslichen

Kreislaufs aus Elementarpartikeln, die zu Bergen, Wasser, Pflanzen oder Tieren kombiniert werden konnten. Und während unsere flüchtigen Formen vorüberflimmerten, drehte unser Sonnensystem einmal mehr eine Runde um das Zentrum der Milchstraße. Diese Umrundung dauerte zweihundert Millionen Jahre und wurde ein kosmisches Jahr genannt.

Draußen bewegten sich Sterne und Planeten wie die Teile eines gewaltigen Uhrwerks. Wie alle Zeitmesser wurde es gelegentlich reguliert, so dass der Mond sich sachte von uns entfernte. Momentan änderte sich dadurch nicht viel, da es nur um vier Zentimeter pro Jahr ging.

Als nach und nach die Proportionen justiert wurden, weitete das Weltall die Wände des Hauses. Für den Astronomen des Buchs trug noch das Kleinste zur großen Perspektive bei. Hielt man beispielsweise eine Ein-kronenmünze einen Meter vor die Augen, fanden dahinter hunderttausende Galaxien Platz, und jede Galaxie bestand wiederum aus Milliarden Sternen. In unserer Milchstraße lagen sie über einen derart gewaltigen Raum verteilt, dass das Licht einige Millionen Jahre unterwegs war. In dieser Zeit waren die Sterne selbst bereits gestorben, aber ihr Licht lebte weiter, ähnlich wie alte Plattenaufnahmen die Musik toter Musiker enthielten.

Wohin war das Licht unterwegs? Im Weltraum gab es kein Zentrum. In jeder Richtung schien es ähnlich auszusehen. Wehmütig dachte ich an die Weltraumsonde, die man mit einem Bild von zwei Menschen losgeschickt hatte. War es nicht etwas vermesschen, das als die wichtigste Information über die Erde zu betrachten? Und wenn es überhaupt

Sprachen im Weltall gab, hatten sie mit Sicherheit einen völlig anderen Charakter als unsere. Es war eine Welt, der man sich eher mit Mathematik als mit Worten näherte.

Eine bessere Visitenkarte hätte die Aufnahme der NASA von der elektromagnetischen Vibration der Erde sein können. Sie ist zudem in Klänge umgewandelt worden, und als ich diese brausende Harmonie ohne Anfang oder Ende hörte, berührte sie mich auf eigentümliche Weise. Hatte man sich so die Musik der Sphären vorgestellt? Kepler glaubte in seinen Spekulationen, dass Saturn und Jupiter Bässe waren, während Erde und Venus Altstimmen hatten, Mars ein Tenor war und Merkur die Diskantstimme hielt. Wie sie in der Wirklichkeit klangen, wusste ich nicht, aber in der Version der NASA vermittelte der Gesang der Erde mir ein Gefühl von den schönen und zugleich fragilen Lebensvariationen des Planeten.

* * *

Waren draußen Sterne zu sehen? Ich legte das Buch zur Seite und stellte mich mit der Jacke auf den Schultern vor die Haustür. Dem Buch zufolge, in dem ich las, können neunzig Prozent der westeuropäischen Bevölkerung keinen richtigen Sternenhimmel mehr sehen, da der Himmel von unserem künstlichen Licht verdunkelt wird. Sicher, das Weltall wird von Dunkelheit dominiert, aber wenn wir schon aus Sternenstaub bestanden, würde es schon Spaß machen, die Sterne auch zu sehen. Nur der Polarstern war durch die Atmosphäre schwach blinkend zu erkennen.

Dagegen tauchte flüchtig etwas Näheres in den Augen-

winkeln auf. Strich da nicht hastig ein Schatten vorbei? Gab es Fledermäuse auf dem Grundstück? Ich hatte ein zwiespältiges Verhältnis zu ihnen. Sie sind die einzigen Säugetiere, die es geschafft haben, die Lüfte zu beherrschen. Im Gegensatz zu Vögeln haben sie keine Federn, sondern Flügel aus nackter Haut, aufgespannt zwischen dem Daumen und den vier Fingern ihrer Hände. Sie zieht sich darüber hinaus bis zum Fußknochen hinunter, um eine große Spannweite zu bieten. Und die ist nicht nur riesig. Ihre geflügelten Hände manövrierten außerdem schneller in der Luft, als sich meine Finger auf einer Computertastatur bewegen können.

Sie kommunizieren mit blitzschnellen Ultraschalllauten, die das Dunkel ausloten, in dem sich die Nachtfalter verbergen. Der eher private Kontakt ist dagegen sowohl körpernah als auch schnatternd. So hat man beispielsweise ein Fledermausweibchen dabei beobachtet, wie sie einer gebärenden Verwandten handgreiflich assistierte, indem sie ihr zunächst zeigte, wie der Körper gedreht werden musste, damit das Junge leichter herauskommen konnte, und indem sie es anschließend selbst in Empfang nahm. Es glich einer menschlichen Entbindung. Und warum empfindet man diese zotteligen, warmen Fledermäuse dann als fremd? Weil wir sie mit der Nacht verknüpfen, in der wir uns zurückziehen und unsere Sinne schlafen?

Nach einer Weile ging ich hinein und legte mich in eines der Etagenbetten. Obwohl es eng war, fühlte ich mich geborgen; fast so, als läge ein anderer im oberen Bett. Warme Körper schützen einen vor der verlassenen Weite und Stille des Weltraums.

Plötzlich hörte ich jedoch ganz in der Nähe ein Geräusch. Bewegte sich jemand über mir in der Decke? Ich glaubte eher nicht, dass es eine Fledermaus war, aber was war es dann? Weil es zu dunkel war, um draußen etwas sehen zu können, versuchte ich einzuschlafen, sehnte mich aber nach dem Morgenlicht.

Und als es hereinschien, erwachte nicht nur ich. Jetzt waren die Geräusche von der Decke erneut als leichte Schritte zu hören. Konnte das ein Vogel sein? Als ich mich hinausschlüpfte und nachsah, war das Dach leer. Dafür entdeckte ich etwas auf der Rückseite des Hauses. In dem Netz zwischen Dach und Wand war ein großes Loch. Es glich einem Eingang.

Danach beschäftigte dieser Eingang meine Fantasie, während ich versuchte, die Umzugskartons mit Küchenutensilien auszuräumen. Gegen Mittag drehte ich eine Runde um das Haus und bekam das unbekannte Deckenwesen endlich zu Gesicht. Ausgestreckt auf dem Netzzstreifen zwischen Wand und Decke lag es da und döste in einem Zustand, der an eine Siesta erinnerte. Die Zähne zeigten, dass es ein Nager war, und auf den ersten Blick hätte man es wohl auch für eine Ratte halten können, aber der buschige Schwanz sagte etwas anderes.

Auf einmal passte alles zusammen. Dieses Eichhörnchen hatte die Dachisolierung hinausbefördert, um mehr Raum für sich selbst zu bekommen, was ihm wahrlich gelungen war. Wenn man das Bild der Wärmebildkamera bedachte, musste es da oben eine großzügig bemessene Eichhörnchenwohnung geben.

Meine Gefühle gerieten völlig durcheinander. Da lag

ein Eindringling, der mit meinem Haus sehr eigenmächtig umgegangen war. Andererseits habe ich Eichhörnchen immer gemocht und hatte einiges über sie gelesen, und nun konnte ich sowohl die Tasthaare der Handgelenke als auch die rudimentären Daumen sehen, die ihre Vorderpfoten so sehr wie Hände aussehen lassen. Ich betrachtete den buschigen Schwanz, der bei den Sprüngen zwischen den Bäumen zu einem Steuer und nachts zu einer Decke werden kann. Er hatte eine Weichheit, die einen auch ohne Berührung berührte.

Dem Geschlecht unter dem Schwanz nach zu urteilen, handelte es sich um ein Weibchen, und das Leben einzelligängerischer Eichhörnchenweibchen kann hart sein. Nach der frühjährlichen Paarungsjagd in den Bäumen vertreiben sie die Männchen aus ihrem Revier und müssen sich anschließend allein um alle Jungen kümmern. Wie stressig das manchmal ist, hatte ich begriffen, als mein Freund, der Biologe, ein Eichhörnchenjunges gefunden hatte, das aus dem Nest gefallen war. Schnell las ich nach, was Eichhörnchenmütter tun müssen, und das war so einiges. Alle drei Stunden mussten die Jungtiere gefüttert werden, und hinterher sollten ihre kleinen Bäuche geleckt oder massiert werden, um die Verdauung anzuregen. Danach mussten alle nacheinander eine Weile außerhalb des Nests gehalten werden, damit es nicht zu einer Toilette wurde. Das klang nach einem Vollzeitjob, und umso erleichterter war ich, als die Eichhörnchenmutter ihr Junges fand. Vielleicht war es aus dem Nest gefallen, als sie versuchte, sich zwischen ihren vielen Pflichten selbst etwas Essbares zu beschaffen. Es würde für sie bestimmt nicht leichter werden, wenn

die Jungtiere anfingen, als leichte Beute für Habichte und Katzen herumzulaufen, aber Eichhörnchenweibchen sind so verantwortungsbewusst, dass sie sich sogar elternloser Jungtiere annehmen, wenn sie mit ihnen verwandt sind.

Mein Mitgefühl war geweckt. Eichhörnchen waren in fast allen Epochen gejagt worden. Sie wurden bei germanischen Frühlingsfesten und beim Mittwinterritual geopfert, und mit ihren kleinen Körpern lieferten sie armen Menschen sowohl Nahrung als auch Einnahmen durch ihre Felle. Im sechzehnten Jahrhundert wurden von Stockholm aus in einem einzigen Jahr dreißigtausend Eichhörnchenfelle exportiert, und die Stadt war nur einer von vielen Stapelplätzen. In letzter Zeit hatten die roten Eichhörnchen Europas außerdem Konkurrenz von ihren grauen Verwandten bekommen, die im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts aus den USA hierhergebracht worden waren. Die grauen tragen ein Virus in sich, gegen das nur sie immun sind, und können darüber hinaus ziemlich dreiste kleine Gangs bilden, die sogar schon Hunde und Kinder gebissen haben.

Das rote Kerlchen auf dem Netz hatte es sicherlich verdient, geschützt zu werden. Vorsichtig schlich ich mich davon, und als ich irgendwann hineinging, saß ich ganz still und las.

* * *

Es fiel mir schwer, mich auf mein Buch zu konzentrieren, denn die Gedanken wollten um meinen Nachbarn im Dachstuhl kreisen. Wie war es, mit Eichhörnchen zusam-

menzuleben? In früheren Zeiten hatte man das tatsächlich getan. In der Antike und der Renaissance hielten Damen sie gern als dekorative Haustiere. Am aristokratischen Gesellschaftsleben nahmen sie wohl eher nicht teil, aber im achtzehnten Jahrhundert prahlte ein englischer Gentleman mit der Musikalität seiner zahmen Eichhörnchen. Vokalmusik interessierte sie nicht, aber zu Kammermusik stampften sie in ihren Käfigen energisch den Takt. Ein Eichhörnchen hatte zehn Minuten lang einen Allegro-rhythmus gehalten, um nach einer Pause zu einem anderen Takt überzugehen. Ansonsten war ihr inhäusiges Leben wohl weniger stimulierend, wenn man die Hamsterräder bedachte, die man in ihre Käfige setzte.

Schließlich wurde es wieder Abend, und nun kam ich wirklich nicht umhin, an das Eichhörnchen zu denken, denn es bewegte sich unablässig im Dachstuhl. Zunächst staunte ich darüber, dass es nur durch ein paar Bretter von mir getrennt war. Seine Bewegungen zu hören, vermittelte mir ein Gefühl von Nähe, und ich begriff, wie Fledermäuse Dinge erleben können, ohne zu sehen.

Nach einer Weile bedeutete die Tatsache, dass es da oben zu hören war, jedoch, dass ich mich gestört fühlte. Als ich gerade eingeschlafen war, legte es wieder los. Offensichtlich konnte es nicht schlafen, was nun auch für mich galt. Als hätte man ein schwieriges Kind im Zimmer. Jede Bewegung gab eindeutig Zeichen, dass etwas nicht in Ordnung oder es vielleicht zu warm war. »Schlaf jetzt!«, zischte ich, während es da oben lärmte. Eichhörnchen stehen nicht gerade in dem Ruf, in ihren Nestern großes Einrichtungstalent zu beweisen, aber dieses hier war vielleicht mit dem

wenigen Isolierungsmaterial beschäftigt, das noch übrig war. Hatte es sich darauf gebettet, war es ihm jetzt garantiert zu warm. Eichhörnchenester werden in der Regel mit Gras und Moos gepolstert, Mineralwolle konnte da sicherlich die Atemwege reizen. War sie nicht regelrecht ungesund?

Das Eichhörnchen kratzte sich lautstark. Vermutlich wurde es auch von Flöhen gestört. In Eichhörnchennestern lebt ja immer recht viel Ungeziefer. Mit so etwas hatte ich schlechte Erfahrungen gemacht, denn in meiner Wohnung verbreiteten sich einmal über die Lüftung über meinem Bett Vogelflöhe. Sie kamen von Tauben auf dem Dachboden, und mit Eichhörnchenflöhen konnte wahrscheinlich etwas Ähnliches passieren. Jetzt trabte es da oben wieder herum. Eichhörnchen markieren ihr Revier, indem sie durch ihren eigenen Urin trippeln, um anschließend mit nassen Pfoten die Reviergrenze zu stampeln. Ging da oben etwas in der Art vor? Und klang das nicht, als würde es an etwas knabbern? Wie andere Nager müssen auch Eichhörnchen täglich ihre nachwachsenden Schneidezähne nutzen.

Nach unruhigem Schlaf hörte ich gegen sieben Uhr von der Decke ein Rascheln. Aha, das Eichhörnchen war aufgewacht. Als ich in die Küche ging, sah ich es zum Fenster hineinschauen, wahrscheinlich war es auf dem Weg zu seinem Frühstück.

Während ich meinen Kaffee trank, suchte ich aus den Umzugskartons ein Fernglas heraus, um ihm aus der Distanz Gesellschaft zu leisten. Dies von Nahem zu tun, war unmöglich, denn jetzt begann eine Zirkusvorstellung. Während ihm die kängurugleichen Beine große Sprung-

kraft verliehen, bündelte es wie ein Sonnenreflex alle Richtungen, sprang hierhin und dorthin und auf und ab. Meine Augen folgten ihm mit einem Anflug von Schwindel. Es ist schon vorgekommen, dass Eichhörnchen fünf Meter weit springen, und es ist auch vorgekommen, dass sie herunterfallen. Aber in seinen Sätzen gab es weder Furcht noch Kühnheit. Sie wurden ansatzlos in einem einzigen beweglichen Jetzt gemacht.

Schließlich verweilte es in einer Fichte, auf die ich das Fernglas scharf stellen konnte. Es hatte einen Frühstückszapfen gefunden. Während die Pfoten ihn in Spiralen drehten, wurde er so systematisch geschält, dass alle vier Sekunden eine Samenschuppe zur Erde fiel. Für den ganzen Zapfen benötigte es nicht mehr als sieben Minuten.

Danach verschwand es für eine Weile außer Sichtweite, während ich mich anzog und aufräumte. Als unsere Wege sich später an der Hausecke kreuzten, grüßte es mich mit einem gereizten Schwanzrücken. Ich war ein wenig verletzt, immerhin hatte ich Rücksicht auf es genommen, aber es hatte sich offensichtlich daran gewöhnt, völlig ungestört zu sein. Das würde es jedoch nicht mehr lange sein. In der Nacht hatte ich beschlossen, ein lästiger Nachbar zu werden. Das Weibchen musste wie alle Eichhörnchen mehrere Nester haben, und nun würde ich es zwingen, ein anderes zu wählen. Als ich es das nächste Mal im Haus über mir hörte, hämmerte ich fest gegen die Decke. Daraufhin wurde es über mir still, wahrscheinlich hatte es meinen Wink verstanden.
